

F. M. Staemmler (Hrsg.)  
GESTALT THERAPIE IM UMBRUCH.  
Von alten Begriffen zu neuen Ideen.  
Köln (EHP) 2001  
EUR 25.00

„Runde Geburtstage geben Anlass, sich Gedanken darüber zu machen, welcher Weg hinter einem liegt und in welche Richtung man weitergehen will.“ (S. 9) Mit diesen programmatischen Worten eröffnet F. M. Staemmler die von ihm herausgegebene Zusammenstellung von Aufsätzen deutscher und amerikanischer AutorInnen. Nun mag das Konstrukt eines runden Geburtstags der Gestalttherapie als Aufhänger für dieses Buch, das damit quasi zur Festschrift wird, vielleicht werbewirksam sein, ebenso, wie einen Kongress als Jubiläumsfeier zu deklarieren; zugleich aber lädt eine solche Kontextmarkierung zu Missverständnissen ein: Zum einen kann die Konzentration von Rück- und Ausblick auf solche Feiertage leicht darüber hinwegtäuschen, dass die Weiterentwicklung und Revision von Konzepten mit Hilfe neuer Erfahrungen und neuer Erkenntnisse ständige Aufgabe ist; zum andern kann diese Perspektive dazu verleiten, die durch den Zusammenhang mit der Jubelfeier in die Aura des Besonderen gehüllten Vorstellungen und Anregungen über- und die außerhalb dieses Rahmens geäußerten Ansätze unterzubewerten. Diesem letzteren Missverständnis entspricht sowohl Staemmlers Bagatellisierung von Revisionsansätzen außerhalb des Jubelkontextes (S.12ff) als auch seine Einschätzung der gegenwärtigen Situation des Gestaltansatzes, die an Erfahrungen der menschlichen ‚midlife crisis‘ erinnert (S.10), in der es endlich einmal kompetenter Interventionen bedarf.

Ansonsten klingt Staemmlers Ankündigung der Artikel des Buches vielversprechend: den Gestaltansatz zu platzieren und weiter zu entwickeln in Einklang und im Widerspruch zur postmodernen Wirklichkeitserfahrung und mit „neuen Ideen“ (Untertitel des Buches) möglicherweise den Keim zu legen für „jene Vision...“, die die Gestalttherapie für eine lebendige Zukunft so gut gebrauchen könnte“ (S.26f), das legt die Messlatte für die nachfolgenden Artikel zwar ziemlich hoch, verheißt aber zugleich auch eine reizvolle Lektüre.

Wenn ich mich derart eingestimmt - mit viel Vorfreude auf eine spannende Entdeckungsreise – auf die Suche nach den angekündigten „neuen Ideen“ begeben, dann werde ich bald enttäuscht; denn die einzelnen Artikel bieten im Hinblick auf die in der Einleitung hochgeschraubten Erwartungen doch sehr gemischte Kost. Und es bedarf schon einer äußerst weiten Auslegung, dessen was „neu“ ist, um nicht den Eindruck zu gewinnen, es handle sich bei den versprochenen „neuen Ideen“ nicht um teilweise schon etwas angestaubte alte Hüte wieder aus der Klamottenkisten geholt. Z.B. halten die Artikel von C. J. Schmidt-Lellek und F. M. Staemmler diesem selbst gestellten ehrgeizigen Anspruch bei genauem Hinsehen nicht stand.

C. J. Schmidt-Lellek referiert im ersten Teil seines Artikels „Ich und Du – dialogische Beziehung und sokratisches Gespräch“ die unterschiedlichen Akzentuierungen des Themas im Verlauf der Entwicklung der Gestalttherapie und geht dabei insbesondere auf M. Buber ein, und zwar im Bewusstsein, dass „Buber von Gestalttherapeuten vielfach rezipiert wurde“ (S. 149). Im zweiten Teil beschreibt er dann Dimensionen des Sokratischen Dialogs und bezieht sie auf den gestalttherapeutischen Kontext. Insgesamt ist dieser Artikel angenehm zu lesen und es gelingt dem Autor, „das ‚sokratische Gespräch‘ für den Kontext der Gestalttherapie fruchtbar“ (S. 157) zu machen. Aber neu ist diese Perspektive keineswegs. Z.B. sei an R. Beckers „imaginierte Begegnung der Großen Drei“ (Buber, Lévinas und Sokrates) in GESTALT THERAPIE 2/1997, S. 64ff erinnert.

Auch nicht neu sind F. M. Staemmlers Ausführungen zum Thema ‚Hier und Jetzt‘: Im ersten Teil lässt er sich ausführlich und systematisch über Missverständnisse im Zusammenhang mit

dem ‚Hier und Jetzt‘ aus. Allerdings scheinen ihm - außer einigen für sich genommen zu Fehlschlüssen einladenden Zitaten von C. Naranjo - für seine Auseinandersetzung die Gegner aus der Gestalt-Szene zu fehlen. So entsteht der Eindruck eines argumentativen Schattenboxens, das die Vermutung nahe legt, dass es sich hier – allerdings bis auf eine Andeutung (S.182) unausgesprochen – eher um eine innere Auseinandersetzung des Autors mit der eigenen therapeutischen Geschichte handelt. Dafür liefert er eine kenntnisreiche und umfangreiche Materialsammlung, aber eben nichts Neues; denn selbst die sinnvolle Einbeziehung interessanter Ergebnisse der Hirnforschung in die Argumentation ist nicht neu; und erst recht nicht das Ergebnis seines Artikels: Bei R. Cohn z.B. finde ich schon Ähnliches: „Im Hier und Jetzt liegt die Möglichkeit zur Oberflächlichkeit eines sinnenbeherrschenden, parasitischen Hedonismus. Im Hier und Jetzt liegt aber auch der Ansatz zu einer echten Bewusstseins- und Handlungserweiterung, ein Angebot zur Bejahung des Schöpferischen, des menschlich Sozialen, des transzendierend Religiösen, in Freiheit und Bindung. Das Hier und Jetzt kann heißen: ‚Ich bin da, um alles zu verschlingen‘, oder: ‚Hier und Jetzt ist der köstliche, nicht zu vergeudende Augenblick meines Lebens, meiner Freude.‘“ (Farau /Cohn: Gelebte Geschichte der Psychotherapie, Stuttgart 1984, 432) Staemmler nennt das „Kairos“. Aber machen neue Begriffe schon neue Ideen?

Ebenfalls enttäuschend finde ich die Ausführungen des ansonsten durch eher unkonventionelle und scharfzüngige Veröffentlichungen bekannten Goodman-Spezialisten S. Blankertz zum Thema „Verantwortung“; vielleicht, weil ich seine Sichtweise, dass die Äußerungen von F. Perls zu diesem Thema nebulös und verwirrend seien, nicht teilen kann. Vielleicht fällt es mir deshalb auch schwer, seinen Differenzierungs- und Entwirrungsbemühungen im ersten Teil seines Artikels zu folgen, in denen er versucht, unterschiedliche Aspekte des Verantwortungsbegriffs auf gestalttherapeutische Topoi zu beziehen und damit therapeutisch handhabbar zu machen. Die Art und Weise, wie er das tut, wirkt auf mich trivial, die Komplexität seines Gegenstandes durch unangemessene Pauschalisierungen und Kategorisierungen verkürzend und auch undifferenziert, wenn er z.B. in diesem Zusammenhang immer wieder ganz selbstverständlich von „Kontaktstörungen“ (Hervorhebung von mir) spricht, so als hätte es eine Diskussion zur Weiterentwicklung des traditionellen Konzeptes der ‚Vermeidungsmechanismen‘ nicht gegeben. Spannend verspricht es noch einmal zu werden, wenn er im zweiten Teil seines Artikels die politische Dimension des Begriffs der Verantwortung thematisiert. Er kritisiert hier die „Ideologie von der gesellschaftlichen Absicherung“ (S.48), zeichnet den aus seiner Sicht kollektiven „Weg der in die Verantwortungslosigkeit“ (S. 45) nach und überschreibt seinen letzten Abschnitt: „Verantwortung wieder gewinnen“ (S.51). Aber leider ist auch dieser Teil seines Artikels voll von Reduktionen und neoliberalistischen, manchmal zynisch anmutenden Scheinlösungen mit großer Nähe zur gegenwärtig politisch vorherrschenden Ideologie, die auf dem Hintergrund knapper Kassen auf dem Rücken der Armen und Schwachen eine Verantwortungsgesellschaft anstelle der Versorgungsgesellschaft proklamiert. Insgesamt wird Blankertz m.E. der mit den Ideen von Autonomie und Freiheit verschwisterten, existentiellen Kategorie der Verantwortung weder in ihrer personalen (E. Lévinas) noch in ihrer universalen (H. Jonas) Dimension wirklich gerecht.

Der Artikel des amerikanischen Autors J. Latners mit dem Titel „Alles einbeziehen – Gedanken über Ganzheitlichkeit“ ist praktisch eine Hommage an den 1997 verstorbenen englischen Philosophen I. Berlin, die Geschichte gemeinsam verbrachter Tage mit der Aufzeichnung der Gedanken des Philosophen zum Thema ‚Ganzheit‘. „Vieles weiß der Fuchs, der Igel aber kennt die große Sache.“(S. 121) Diesem Satz dient ihm als Folie, um den Konflikt zwischen Monismus und Pluralismus, zwischen ganzheitlich holistischem und partikularem atomistischem Denken nachzuzeichnen und eine Sichtweise des ‚Sowohl-als-auch‘ zu entwickeln, in der beide Perspektiven nicht mehr als sich ausschließende Gegensätze begriffen werden, so

wie in der Quantentheorie das Licht sowohl als Welle als auch als Teilchen gesehen wird und beide sich scheinbar ausschließenden Sichtweisen ihre Berechtigung haben. In der Gestalttherapie werde dementsprechend ihre holistische Grundhaltung durch ihre gleichzeitige Ausrichtung auf das konkrete Einzelne kontrastiert, wenn sie als phänomenologischer Ansatz die Konzentration auf das, was im Prozess der Bewusstheit auf dem jeweiligen Hintergrund Figur wird, als ein wesentliches Mittel von Veränderungsprozessen ansieht. Diese Relativierung der Perspektive des Igels als allein gültiger sei vielen programmatischen Holisten ins Stammbuch geschrieben. Interessant ist hier sicherlich eine weitere Vertiefung dieser Gedankengänge gerade auch durch deutsche Autoren mit ihrer geschichtlichen Bürde, dass das Wort ‚Ganzheit‘ zum „Naziwort“ (E. Bloch) verkommen konnte und der „Plan des Igels... letztendlich in die Katastrophe“ (S.124) führte.

Ebenso am ‚Sowohl-als-auch‘ orientiert ist der Artikel der amerikanischen Autorin I. Fodor „Bewusstheit und die Konstruktion von Bedeutung“, in dem sie sich kritisch ebenfalls aus der romantisch-existentialistischen Tradition der Gestalttherapie stammenden Konvention der mit der Wertschätzung des Gefühls einhergehenden Abwertung des Kognitiven auseinandersetzt. S. Kierkegaards „Je mehr ich denke, desto weniger bin ich und je weniger ich denke, um so mehr bin ich.“ und F. Perls „Lose your mind and come to your senses.“ als Antithese zu R. Descartes „Cogito ergo sum.“ haben in der Tat in der gestalttherapeutischen Tradition eine breite Spur hinterlassen. Als Korrektiv zu dieser das Kognitive diskreditierenden Dichotomie schlägt sie eine Verknüpfung von Gestalttherapie und der rational-emotiven Verhaltenstherapie nach A. Ellis und A. Beck vor, die davon ausgeht, dass die kognitive Interpretation der Wirklichkeit entscheidenden Einfluss auf den Menschen, seine Gefühle und somit auch auf sogenannte Störungen hat und in der dementsprechend die Erforschung und Veränderung kognitiver Schemata Ziel der Therapie ist. Beim Versuch dieser Verknüpfung dieser beiden therapeutischen Verfahren ist sich die Autorin offensichtlich der Tatsache bewusst, dass ihre bloß additive Kombination nicht der Weisheit letzter Schluss ist, sondern dass z.B. auch die hinter den jeweiligen therapeutischen Interventionen liegenden Einstellungen im therapeutischen Prozess wirksam sind und der Untersuchung, Abstimmung und Integration bedürfen. Aber sie geht erste Schritte des von ihr vorgeschlagenen Brückenschlags ohne die uns geläufigen Berührungspunkte und ohne die vor allem auf die Vervollkommnung der eigenen reinen Lehre ausgerichtete Engstirnigkeit mit einem beeindruckend unbefangenen Pragmatismus, der zur Weiterarbeit anregt.

Ebenfalls anregend finde ich schließlich den Vorschlag von R. Fuhr und M. Gremmler-Fuhr die traditionsreiche Wachstums-Metapher, die auch in der Internetseite der DVG als „Schlüsselbegriff“ der Gestalttherapie vorgestellt wird ([www.gestalttherapie-dvg.de](http://www.gestalttherapie-dvg.de)) fallen zu lassen und durch die Integrations-Metapher zu ersetzen; denn Wachstum sei „über die biologischen Aspekte der frühen Lebensphasen eines Menschen hinaus weder für den lebenslangen Entwicklungsprozess noch für gesellschaftliche Zukunftsvorstellungen ein angemessenes und brauchbares Konzept.“ (S. 92) An die Stelle des quantitativen Wachstums-Konzepts setzen sie ihr Integrations-Konzept. Dabei berufen sie sich auf ein Entwicklungsmodell von K. Wilber, eine ‚holarchische‘ Stufentheorie, die sie auch schon in anderen Veröffentlichungen als geeignet beschrieben haben, um die nach ihrer Einschätzung in der Gestalttherapie weitgehend fehlende vertikale und qualitative Dimension menschlicher Entwicklung zu erfassen. Wenn ich in diesem Zusammenhang zu verstehen versuche, dass die AutorInnen das Integrations-Konzept der Integrativen Therapie nicht einmal erwähnen, so kann ich dies nur als ungeschickten impliziten Seitenhieb deuten. Insgesamt aber bieten die AutorInnen doch eine Menge wertvolle Anregungen, klassische gestalttherapeutische Ideen mit neuem Leben zu füllen, auch wenn das Wilbersche Modell m.E. der kritischen Prüfung bedarf, und auch wenn die AutorInnen in ihrer Identifikation mit diesem Modell zeitweise ihre eigenen Maximen (S.

96) aus den Augen zu verlieren scheinen, dass es sich auch dabei nur um ein Modell der Wirklichkeit, nicht um die Wirklichkeit selber handelt.

Alles in allem ist der Sammelband ein weiterer Schritt auf dem Weg ständig notwendiger innerer Revision des Gestaltansatzes, allerdings markiert er bei weitem keinen Meilenstein oder Wendepunkt, wie Titel, Untertitel und Einleitung verheißen; dazu sind die einzelnen Artikel doch von zu unterschiedlicher Qualität. Aber immerhin bietet das Buch eine Reihe von Anregungen zum Weiterdenken und zur Weiterarbeit auch über den „Geburtstag“ hinaus; denn wenn man sich einmal von der irreführenden Ankündigung von „neuen Ideen“ gelöst hat, kann man vielleicht hier und da entdecken, dass auch nicht mehr ganz neue Hüte manchmal ihren Charme behalten haben.

*Ulrich Lessin*